

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 80 (1962)
Heft: 8

Artikel: 60 Jahre Warenhaus Jelmoli in Zürich
Autor: Schilling, J. / Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-66110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



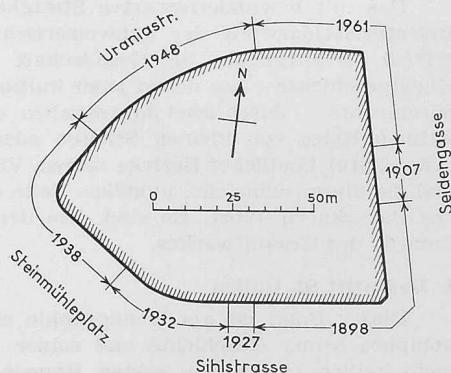
60 Jahre Warenhaus

Jelmoli in Zürich

DK 725.215

Mit der kürzlich erfolgten Fertigstellung des Jelmoli-Neubaues an der Ecke Seidengasse-Uraniastrasse findet eine über sechzigjährige bauliche Entwicklung mitten im Herzen Zürichs ihren Abschluss. 1898 begannen die Abbrucharbeiten an den alten Häusern an der Ecke Seidengasse/Sihlstrasse, und es entstand dort der Altbau, damals grossartig Glaspalast genannt. Dann folgten sich in kürzeren und längeren Etappen die verschiedenen Bauten, die nun in ihrer Gesamtheit einen grossen, geschlossenen Block bilden. Es ist nicht uninteressant, die Gesichter dieser verschiedenen Bauetappen nebeneinander zu halten und zu vergleichen: Haben wir da ein Stück Architekturentwicklung der neuesten Zeit vor uns? oder verschiedene, vielleicht unterschiedlich begabte Interpretationen der selben Aufgabe, für deren Lösung die selben bautechnischen Mittel zur Verfügung standen?

J. Schilling

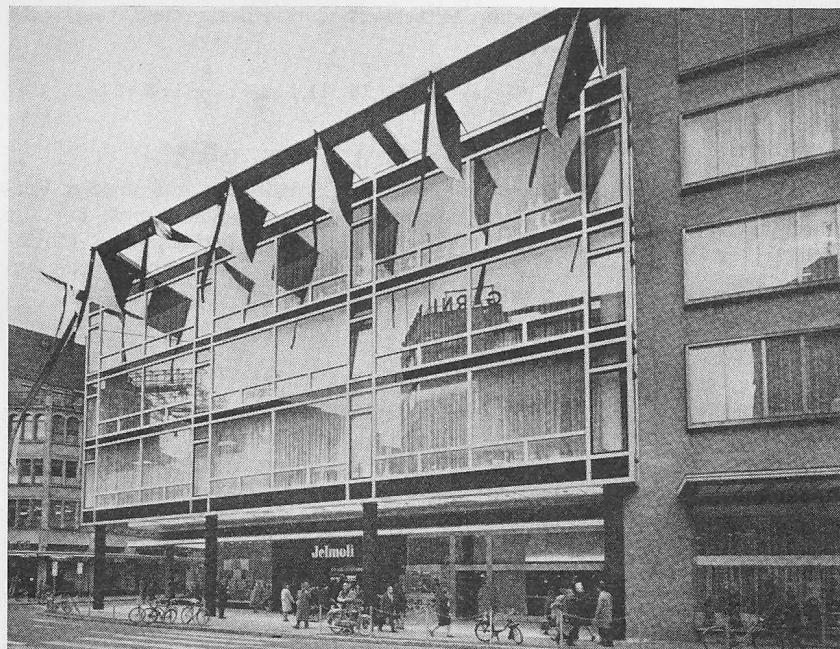


Oben: 1898/1900. Der «Glaspalast». Architekten Stadler und Usteri, Zürich



Mitte: 1931/32, Erweiterungsbau 1. Etappe an der Sihlstrasse, anschliessend an den Altbau. Architekt Otto Pfleghard, Zürich, mit Architekt Schaudt, Berlin.—1936/38, Erweiterungsbau 2. Etappe anstelle des Bürklithauses (Besitzer Stadtgenieur Dr. Arnold Bürklis Erben) und des Blindenheims. Die mehrstöckige Weiterführung des Jelmoligebäudes mit dem Jelmoliturm am neu geschaffenen Steinmühleplatz. Architekt O. Pfleghard, Zürich, Fassadengestaltung Architekt Monceau, Paris (s. ausführliche Darstellung in SBZ Bd. 115, Nr. 14, 6. April 1940)

Unten: 1954/57. Das grosse Verwaltungsgebäude mit der viel diskutierten Passerelle am Steinmühleplatz. Architekten Ernst (†) und Bruno Witschi



1958/61, Neubau Seidengasse/Uraniastrasse. Architekt Dr. Roland Rohn, Zürich



1947/48, Erweiterungsbau 3. Etappe an der Uraniastrasse. Architekt Dr. Roland Rohn, Zürich

niemals stattgefunden haben, aber nach der Rechtslage hätten stattgefunden haben können.

Dass auf die über alle Grenzen wichtige St. Galler Buchmalerei des 9. und 10. Jh. nur in Stichproben hingewiesen werden kann, versteht sich von selbst. Vielleicht darf man für später auf einen eigenen Band über dieses Thema hoffen, ist doch die St. Galler Stiftsbibliothek die weitaus reichste unter den wenigen Klosterbibliotheken, die erhalten geblieben sind, und wenn die Schätze der Pariser Nationalbibliothek oder des British Museum oder der Vaticana auch umfangreicher sind, so fehlt ihnen das Organischgewachsene, das die St. Galler Bibliothek so unvergleichbar macht.

II. Basler Kirchen

Dieser zweite Kirchenband von vier (die geplante Münster-Monographie eingerechnet) bestätigt aufs Nachdrücklichste den Rang Basels als die im Mittelalter weitaus bedeutendste Stadt auf dem Gebiet der nachmaligen Eidgenossenschaft. Entsprechend der alphabetischen Reihenfolge enthält er die Kirchen und Klostergebäude des Damenstiftes Klingental, des Klosters und der Pfarrkirche St. Leonhard, des beim Bau des Theaters und der Kunsthalle von 1833 bis 1874 sukzessive abgebrochenen Klosters St. Maria Magdalena in der Steinen, und Basels älteste Pfarrkirche St. Martin.

Die Schönheit und kunsthistorische Bedeutung der seit 1804 zur Kaserne verbauten Kirche des vornehmen Damenstiftes Klingental im Kleinbasel ist noch nie so eindringlich gezeigt worden; sie dürfte für viele Leser eine Überraschung bedeuten — und eine herrliche Aufgabe für die Basler Denkmalpflege. Im «Kleinen Klingental», dem ausserhalb der Klausur gelegenen Gebäude am Rhein, das ursprünglich die Laienbrüder, Pfränder und Wirtschaftsbetriebe beherbergte, ist heute das Stadt- und Münstermuseum untergebracht, eine vorbildliche Leistung des auch sonst hochverdienten und originellen Denkmalpflegers Rudolf Rigggenbach († 1961)³⁾. Demselben verdankt dieser Band auch die Darstellung der Wandgemälde in den verschiedenen Kirchen, worunter die des nichterhaltenen, aber in alten Nachzeichnungen gut dokumentierten Totentanzes im ehemaligen Kreuzgang des Klingental-Klosters fast monographischen Umfang angenommen hat.

Die meisten nach dem Erdbeben 1356 neu gebauten oder wiederhergestellten Basler Kirchen folgen dem Typus der rheinischen Minoritenkirchen — so die Kirchen des Klingental- und Steinenklosters und auch die Pfarrkirche St. Martin

(St. Alban, Barfüsser, St. Clara und Kartause sind im ersten Basler Kirchenband dargestellt). In Zürich ist dieser Typus durch den Predigerchor vertreten, im Aargau durch das königliche Königsfelden. Diese edel-asketischen Kirchen bestehen jeweils aus einem gewollt-nüchternen, ein- oder dreischiffigen, holzgedeckten Gemeindesaal, der «Leutkirche», und dem durch einen Lettner davon abgeschränkten schmalen Chor mit hohen, schlanken Fenstern und einem straffen und zarten Rippengewölbe, das im Klingental mit ausnehmend schön ornamentierten Schlusssteinen versehen ist, und ungewöhnlicherweise mit grossen Köpfen in den Rippenwinkeln.

Die Kirche zu St. Leonhard dagegen gleicht nur in ihrem Chor den vorigen. Unter ihm befindet sich eine romanische Hallenkrypta, verwandt der des Grossmünsters in Zürich, doch viel kleiner — neben dem Münster und dem Kreuzgang zu St. Alban das einzige Dokument des romanischen Stils in Basel, das darauf wartet, aus seiner Degradierung zum Heizraum erlöst zu werden. Die «Leutkirche» aber ist hier eine wunderschöne, spätgotisch gewölbte Halle mit schlanken abstrakten Pfeilern, das einzige Beispiel des in Deutschland so beliebten Typus der Hallenkirche in der Schweiz, von den beiden viel bescheideneren Werken des Ulrich Ruffiner im Wallis — Savièse und Raron — abgesehen. Begonnen wurde dieses stolze Bauwerk spätestens 1489 von Meister Hans Niessenberger aus Graz, und vollendet nach dessen Tod (1492) durch Hans von Nußdorf im dritten Jahrzehnt des 16. Jh.

Auf den Abbildungen 224 bis 227 und dem Querschnitt 223 ist der Lettner der St. Leonhardskirche, auf 392 der an die Rückwand versetzte Lettner der Martinskirche, und im Grundriss Abb. 31 der 1860 abgebrochene Lettner im Klingental zu sehen. Diese Bilder sollten sich alle, die sich mit der Frage der Beibehaltung oder des Abbruchs des Lettners im Zürcher Fraumünster befassen, genau überlegen. Ganz abgesehen von seiner liturgischen Funktion ist die ästhetische Bedeutung dieses Bauteils offensichtlich: durch den kleinen Maßstab seiner Bogen vermittelt er zwischen den grossen Formen der Arkaden und dem Maßstab der Kirchenbesucher; erst durch den Kontrast zu den kleinen Bogen erscheinen die grossen wirklich gross — und nicht nur leer. Man sollte sich dazu entschliessen, auch in Königsfelden den Lettner wieder herzustellen: die heute unverständliche kahle Trennwand zwischen Schiff und Chor würde verschwinden und der heute kahl wirkende Raum sehr viel besser werden.

Interessant und verdienstlich ist auch die Heimweisung abgewanderten oder nur bildlich überlieferten Kunstsgegenstände in seinen ursprünglichen Zusammenhang. So wird das «Schön-

³⁾ Siehe Nachruf in «Unsere Kunstdenkmäler» 1961, Nr. 3/4, S. 66.

kindantependium» im Historischen Museum Basel im Zusammenhang mit dem Klingentalkloster gezeigt, dem es gehörte, und ebenso das heute im kleinen Münsterkreuzgang eingemauerte eigenartige Masswerk, das bisher immer mit der ursprünglich davor angebrachten Grabplatte der Markgräfin Clara von Baden in Zusammenhang gebracht wurde, während es hier als das Nischengitter vor dem Reliquiengrab der im Klingetal verehrten hlg. Euphrosyne identifiziert wird. Wichtiger noch ist der Nachweis, dass der berühmte Heilsspiegelaltar des Konrad Witz, von dem die berühmten Tafeln in der Basler Kunstsammlung stammen, wahrscheinlich als Choraltar für St. Leonhard entstanden ist, und aus der romanischen Kirche des gleichen Klosters stammen die Reliefs im Historischen Museum. Auch das kalligraphisch wunderbare gotische Antiphonar, das über Muri in die Kantonsbibliothek Aarau kam, gehörte dem St. Leonhardstift. Auch viele nur bildlich überlieferte Grabplatten werden abgebildet — schade, dass die beim Abbruch des Steinenklosters in den hintersten Winkel des Münsterkreuzganges übertragene grosse Grabplatte dem Verfasser entgangen ist.

Es wäre undankbar, würde man nicht neben dem Verfasser *François Maurer* auch die Namen derjenigen nennen, die umfangreiche Vorarbeiten geleistet haben, es sind dies *C. H. Baer, Rudolf Kaufmann, Hans Reichardt, Ernst Stockmeyer* und der schon genannte *Rudolf Riggenbach*.

Der Leser sollte es sich nicht verdriessen lassen, auch die kleingedruckten Anmerkungen dieser Bände zur Kenntnis zu nehmen. In ihnen, wie auch im Text findet sich eine erstaunliche Menge interessanter kulturhistorischer Einzelheiten — sozusagen an der Quelle, aus Urkundenzitaten geschöpft. Vieles betrifft die kirchlichen und klösterlichen Verhältnisse vor, während und nach der Reformation — nicht immer Erfreuliches, aber es war schon immer so, dass das Unregelmässige bis Skandalöse aufgezeichnet wird, während das Regelmässige lautlos von selbst abläuft. *Peter Meyer*

Zum Traglastverfahren

DK 624.04:539.874

Schluss von Seite 126

Erwiderung

Bild 3 der «Richtigstellungen» von Prof. Thürlimann erlaubt, die Diskussion über das Traglastverfahren wenigstens in einem ersten Hauptpunkt abzuschliessen. Dieses Bild ist in Bild 1 a mit einer Korrektur und einer Ergänzung wiedergegeben: die «theoretische Traglast» P_p sowie die den Fliessbeginn verursachende Fliesslast P_F sind hier mit dem für die Träger I 60/40 aus Stahl St. 44 unserer Versuche

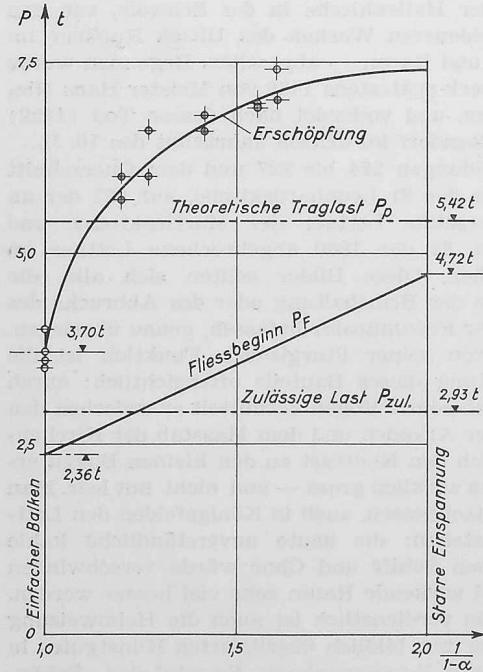


Bild 1a. Traglastverfahren

1953 zutreffenden Mittelwert der Fliessgrenze, $\sigma_F = 3,1 \text{ t/cm}^2$, berechnet.

$$P_p = f \cdot W_x \cdot \sigma_F \frac{8}{l_2} = 1,15 \cdot 11,4 \cdot 3,1 \cdot \frac{8}{60} = 5,42 \text{ t ,}$$

$$P_F = \frac{1}{1-\alpha} \cdot W_x \cdot \sigma_F \cdot \frac{4}{l_2} = \frac{1}{1-\alpha} \cdot 2,36 \text{ t ,}$$

und nicht mit dem von Prof. Thürlimann aus unsren Versuchen 1935 übernommenen Wert $\sigma_F = 3,36 \text{ t/cm}^2$, der für die Träger I 46/35 aus St. 47 im Mittel gültig war. Ferner ist in Bild 1 a noch die nach dem Traglastverfahren zulässige Belastung P_{zul} ,

$$P_{zul} = \frac{P_p}{1,85} ,$$

eingetragen.

Es besteht wohl Einigkeit darüber, dass eine Theorie die Wirklichkeit zutreffend erfassen soll. Existiert eine solche Theorie noch nicht, so müssen wir uns mit einem Annäherungsverfahren begnügen; an dieses ist aber im Bauwesen die Bedingung zu stellen, dass es auf der sichereren Seite liege. Bild 1 a zeigt nun deutlich, dass das Traglastverfahren weder die Bedingungen einer Theorie noch (besonders in bezug auf die Fliesslast P_F) diejenige eines Annäherungsverfahrens erfüllt. Es sei noch ausdrücklich festgehalten, dass bei unsren Versuchen sich unter der Erschöpfungslast keine Kipperscheinungen der Seitenfelder zeigten; dies lässt sich übrigens auch aus der Berechnung der Momente M und X mit den wirklichen Formänderungsgrössen beweisen.

In Bild 1 b sind die Erschöpfungs- und Fliesslasten mit den zulässigen Lasten P_{zul} verglichen, die sich nach der Elastizitätstheorie mit einer Sicherheit von $n_F = 1,5$ gegen Erreichen der Fliessgrenze ergeben. Die Elastizitätstheorie erfüllt in bezug auf den Fliessbeginn die Bedingungen einer zutreffenden Theorie und in bezug auf die Erschöpfungslasten diejenigen auf der sicheren Seite liegenden Annäherungsverfahrens.

Auf die weiteren Hauptpunkte, nämlich die notwendige Begrenzung einer Anwendung des Traglastverfahrens auf einige ausgewählte statisch unbestimmte Systeme unter ruhender Belastung und ohne Anpassung der Querschnittswerte an den Momentenverlauf in den massgebenden Querschnitten sowie auf die Grundlagen einer optimalen baulichen Ausbildung der Tragwerke im Zusammenhang mit der Elastizitätstheorie bzw. dem Traglastverfahren, tritt Prof. Thürlimann nicht ein; es besteht somit vorläufig keine Notwendigkeit, die Diskussion über diese Fragen hier weiterzuführen.

F. Stüssi

Schlusswort

Nach Prof. Thürlimanns Auffassung hat die Diskussion zur Uebereinstimmung in der Feststellung geführt, dass die maximalen Lasten von Prof. Stüssis Versuchen über der theoretisch gerechneten Traglast lagen. Nach seiner Meinung bestätigen somit auch diese Versuche, dass das plastische Berechnungsverfahren zutreffende oder auf der sicheren Seite liegende Resultate bezüglich der statischen Tragfähigkeit liefert.

Prof. Thürlimann hat uns mitgeteilt, dass er auf die Weiterführung dieser Diskussion verzichte.

Die Redaktion

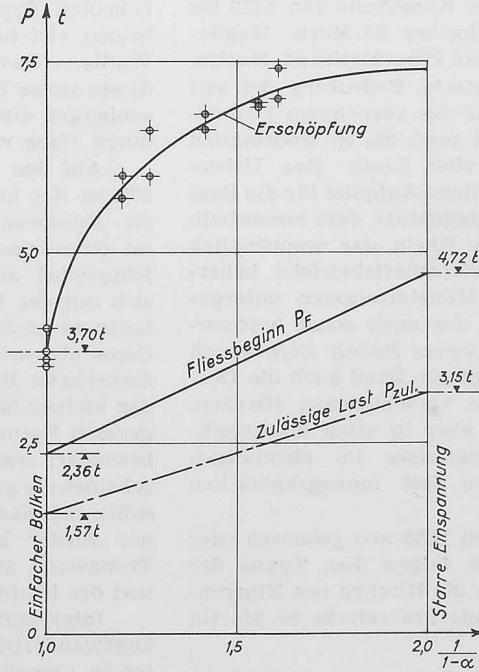


Bild 1b. Elastizitätstheorie